

Deutschen Rundschau

Nr. 298. **Bromberg, den 28. Dezember 1930.**

Der Farmer von Riveglaft.

Roman von Gert Rothberg.

„Evelyn, ich liebe Sie mehr als mein Leben, wollen Sie meine Frau werden?"

Die blauen Mädchenaugen sahen ihn an. Ernst, forschend.

„Ja, mehr als mein Leben", wiederholte er.

Ja, tausendmal ja, sie wollte und mußte ihm glauben. Er sprach die Wahrheit, denn er hatte sein Leben für sie eingesetzt. Leicht vorgebeugt stand er vor ihr und forschte in ihren Augen. Evelyn wurde willenlos unter diesem Blick. Langsam hob sie ihm die Hände entgegen.

„Evelyn?"

Sie nickte und schloß die Augen. Er umfing sie, drückte einen werbenden Kuß auf den kleinen Mund.

Jackson kam vergnügt näher.

„Na also, da wären wir ja so weit."

Mitten in das zitternde, selige Glück hinein hatte seine gemütliche Stimme geklungen.

Evelyn hob den Kopf. Wie aus einem Traum erwachend sah sie um sich. Sah dicht über sich das schöne, bräunliche Gesicht, die fiebernden Augen des Geliebten und sie sah ihren Vater zufrieden lächeln. Sie legte die Hand auf Rainers Arm. So ging sie zwischen den beiden Herren im Zimmer hin und her und schließlich plauderten sie alle drei ganz unbefangen. Plötzlich besann sich Paulus Jackson.

„Aha, jetzt habe ich richtig den Hopkins vergessen. Na, wenn er meinen Befehl ausführt und bis jetzt gefrühstückt hat, dann wird er jedenfalls bald platzen. Kinder, entschuldigt mich bitte, ich erwarte euch dann in einer Stunde im Speisesaal."

Hinaus war er. Rainer sah atemlos vor Glück in die strahlenden Blauaugen.

„Ev, ich liebe dich. Ev, ich — — ich kann es ja noch nicht fassen, daß du mein sein willst. Du, die schöne, stolze, vielumworbene Evelyn Jackson."

Ganz still lag sie an seiner Brust. Alles Herrschsüchtige, Sieggewohnte fiel von ihr ab, sie war nur noch liebende Frau. Versunken in ihr Glück standen sie so lange Zeit. Dann gingen sie Arm in Arm in den Garten hinunter.

*

— — — Hopkins, dem bereits die Zunge am Gaumen klebte, so überzeugend hatte er dem Grubenkönig seine Meinung auseinandergesetzt, spähte plötzlich zum Fenster hinaus.

Da — — das war — — „Juchhee!"

Er klatschte sich mit der flachen Rechten auf das magere Bein.

Jackson sah ihn empört an.

„Sind Sie vielleicht verrückt?" fragte er. „Warum grinsen Sie denn da in den Garten hinunter? Und was sollte denn das Schnadahüpfel bedeuten?"

Hopkins sagte dienernd:

„Ich gestatte mir untertänigst, zum Schwiegersohn zu gratulieren. Hab' es übrigens schon lange geahnt."

Jackson lächelte.

„Na, es wurde auch Zeit, Hopkins, daß in Ihrem Gehirnkasten wenigstens mal ein gescheiter Gedanke war."

Hopkins zappelte innerlich vor Wonne. Wenn er doch bloß bald von Jackson für heute entlassen würde; er konnte es nicht erwarten, die Neuigkeit draußen im Lager auszukramen.

Plötzlich kam Jackson ein Gedanke. Er trat zu Hopkins, klopfte ihm auf die Schulter.

„Hopkins, hm, eine Frage. Wir sind doch Männer, die das Leben von allen Seiten kennen, — was meinen Sie: ist bereits Schluß zwischen meinem Schwiegersohn und der — — — Mary Smith? Ich meine, er war doch ziemlich oft drüben."

Hopkins warf sich in die Brust.

„Aber bei der doch nicht", meinte er dann vorwurfsvoll. „Er hat die vielen Stunden mit m i r gerechnet, oder wir haben überall revidiert. Was denken Sie von Mister Rainer! Die Mary Smith hat es ihm deutlich merken lassen, was sie dachte. Er hat nie Notiz von ihr genommen. Sie ist fuchsteufelswild auf ihn. Briefe hat sie ihm zugesteckt. Er hat sich einmal in meiner Gegenwart eine Zigarette damit angebrannt, ohne die Zeilen zu lesen."

Jackson reichte seinem Vertrauten die Hand.

„Ja, dann ist ja alles in Ordnung. Was ich noch sagen wollte: wenn Sie quasseln, sind wir geschiedene Leute."

Hopkins sah ganz todunglücklich aus. Er hatte sich so gefreut, der Verkünder der großen Neuigkeit zu sein.

„Mister Jackson, warum darf es denn niemand wissen?" fragte er schließlich kläglich.

„Was denn wissen?" fragte Jackson barsch.

„Na, von der Verlobung!"

Jackson brannte sich eine Zigarre an.

„Das können Sie meinetwegen erzählen. Aber was ich Sie gefragt habe, von der Mary Smith usw., darüber wird das Maul gehalten."

Hopkins dienerte.

„Sehr wohl, Mister Jackson."

*

— — — Draußen zwischen den Blumen, unter den Palmen gingen Evelyn und Rainer.

„Was also soll ich dir auf Ehre und Gewissen versichern?" fragte er und sah sie lächelnd an.

Sie strich zärtlich über sein dunkles Haar. Augenscheinlich fielen ihr die Worte schwer. Doch dann gab sie sich einen Ruck.

„Du — — du darfst nie mehr diese Frau in den Texasgruben besuchen, — versprich es mir."

Er war eine Weile sprachlos, dann fragte er langsam:

„Wer hat dir das gesagt? Was kümmert mich diese Frau? Ich habe nie daran gedacht, mich ihr zu nähern. Ich hatte nie Sehnsucht nach Abenteuern, seit ich dich sah."

Ein schluchzender Laut kam von Evelyns Munde.

„Darauf gibst du mir dein Ehrenwort?"

„Mein heiliges Ehrenwort, Ev."

„Dann will ich dir erzählen, wie ich in die Schlucht kam."

Er umfaßte ihre Hand in dem Gedanken an die Gefahren, die ihr gedroht hatten.

„Ev!"

„Ja, Fritz. Ich war Wills Paager davongeritten. Viele Stunden durchquerte ich die Ebene. Völlig ziellos kam ich in die Richtung nach den Texasgruben. Auf einmal hörte ich laute Hilfeschreie. Es war die Stimme einer Frau. Ich trieb das Pferd an. Als ich in die Nähe der Schlucht kam, meinte ich, daß die Frau dort drinnen in Gefahr sein mußte. Ich kletterte hinab und stand einer schönen, schwarzhaarigen Frau gegenüber, die mich mit leidenschaftlichen Worten schmähte. Ich wußte, wen ich vor mir hatte, und ich wußte auch daß diese Frau mein Verderben wollte. Ich hatte mich nicht getäuscht. Aus der Höhe herab hing eine Strickleiter. Sie erklomm sie gewandt und zog die Leiter dann hinauf. Dabei wünschte sie mir höhnisch viel Vergnügen. Und ich wußte nun, daß ich in eine plumpe Falle geraten war. Und dann war ich allein. Alles weitere weißt du. Ich wollte nicht sprechen, weil ich glaubte, du liebtest diese Frau."

„Ev, dein Vater muß alles erfahren. Die Frau muß fort."

Sie lächelte ihn an.

„Fritz, warum? Wem ist damit gedient? Erst habe ich geschwiegen, weil ich dir nicht weh tun wollte, aber heute — fürchte ich diese Frau nicht mehr."

In ihrer Versunkenheit bemerkten sie nicht den Herrn, der sprachlos vor Schreck dort drüben an dem Gesträuch stand: Wills Paager knirschte mit den Zähnen.

„Also doch!"

Er machte kehrt und ging die Stufen zum Hause hinauf. Hier traf er auf Jackson, der gerade seinen Grubenverwalter entließ.

„Heda, Junge! Nanu, wie siehst du denn aus?" fragte Jackson und reichte ihm die Hand.

Wills Paager schluckte.

„Onkel Jackson, da im Garten steht Evelyn bei Mister Rainer und sie küssen sich."

Jackson lachte breit und behaglich.

„Warum sollen sie es nicht? Meinen Segen haben sie."

Der junge Herr wagte einen letzten Vorstoß.

„Onkel Jackson, Miß Evelyn und ich waren aber für einander bestimmt. Ich kann doch unmöglich zusehen —"

„Papperlapapp," unterbrach ihn Jackson polternd. „Du kannst ja mal deine Kinder in der Wiege versprechen, wem du willst. Ich jedenfalls würde einen solchen Blödsinn nie wieder tun. Und über Evelyn darfst du dich nicht wundern, wenn ihr ein Mann lieber ist, der sie vor allen Gefahren zu schützen imstande ist, als einer, der vom Pferd fällt wie ein kranker Spatz vom Dach."

Wills Paager knickte zusammen.

„Gestatten Sie, daß ich mich empfehle, Mister Jackson?"

„Keine Ahnung, ich gestatte gar nichts. Höchstens, daß du dich jetzt endlich wie ein Mann benimmst, mit mir zu den zwei Glücklichen gehst und ihnen von Herzen Glück wünschest."

11. Kapitel.

Mitten im Wald auf ein paar gefällten Baumriesen saßen Rainer und Wirlingström sich gegenüber. Die Jagdgewehre lehnten an der kleinen Hütte und die Rucksäcke lagen daneben.

Wirlingström sah aufmerksam in das ernste Gesicht Rainers. Dann meinte er gelassen:

„Kaiserliche Hoheit, das Glück hat also nur darauf gewartet, sich Ihnen zu Füßen legen zu dürfen. Nochmals meinen herzlichen Glückwunsch."

Rainer reichte ihm die Hand.

„Wir werden heute wohl das letztemal auf lange Zeit hinaus miteinander in der Wildnis umherstreifen. In den nächsten Tagen kehren wir nach Chicago zurück und — — ich — — mir graut zuweilen vor dieser Rückkehr. Dort warten gesellschaftliche Pflichten auf uns. Wir werden uns nie so gehören können, wie ich es wünschte. Die Einsamkeit von Riveglast war einzig schön. Ich bliebe am liebsten hier. Freilich, dieses genußfrohe Kind in dieser Einsamkeit vergraben? Unmöglich. Doch — —", er faßte plötzlich Wirlingströms Hand, „lieber Freund, ich fürchte mich plötzlich vor mir selbst. Was soll ich wieder mitten in Glanz und Geselligkeit! Warum habe ich dann all das von mir geworfen? Auch in meinem neuen Leben wird eines Tages der Überdruß kommen. Ich werde das Leben in Glanz unerträglich finden, der alte Hang zu einem rücksichtslosen Schritt wird sich wieder bemerkbar machen. Und Evelyn? Wenn sie mich dann nicht verstände?"

Er schlug beide Hände vor das Gesicht. Wirlingström betrachtete ihn voll Mitgefühl, doch er hütete sich, sich mit einem einzigen Wort in diesen Seelenkampf zu mischen.

Rainer hob den Kopf.

„Ich liebe Ev mehr als alles auf der Welt. Käme je eine Trennung von ihr, dann wäre mein Leben wertlos."

Über Wirlingström ging ein Schauer.

„Liebe! Du Göttliche, du Heilige, du einzige Glückbringerin. Und doch: was für Lüge, Verderben und Trauer lauert hinter dir", dachte er.

Sie blieben eine Weile schweigend sitzen. Dann stand Rainer auf. Er langte nach Gewehr und Rucksack. Wirlingström folgte seinem Beispiel. Sie gingen nebeneinander den schmalen Pfad, der von Gefahren umlauert war.

Rainer kam noch einmal auf das vorige Gespräch zurück, als vor ihnen die kleine Farm sich ausbreitete, die ihnen schon bei ihrem letzten Umherstreifen so sehr gefallen hatte.

„Wenn man doch hier wohnen dürfte!" sagte er aufatmend.

Das niedere Steingebäude, überschattet von den hohen Bäumen, machte einen weltfremden, friedenspendenden Eindruck. Am grob gezimmerten Holzzaun blieben sie stehen. Die untergehende Sonne spiegelte sich in den blanken Fenstern. Drüben wurden soeben die Herden von der Weide hereingetrieben. Schöne Hunde liefen laut bellend, wachsam und treu auf ihren Posten, neben den Herden her. Die breite Eingangstür des Hauses ging plötzlich auf: Ein hochgewachsener, weißhaariger Mann stand auf der Schwelle. Er rief dem großen Hunde, der neben ihm stand und drohend die Zähne fletschte, ein paar Worte zu. Da legte sich das Tier zu den Füßen des Herrn, richtete aber dennoch die Augen aufmerksam und mißtrauisch auf die Frem- den. Der Farmer kam langsam näher. Gastfreundlich öffnete er weit die kleine, grüne Pforte.

„Bitte, meine Herren, darf ich Sie in mein Haus führen. Ein Imbiß und ein kühler Trunk warten."

Die beiden Herren nahmen die Einladung an. Die freundliche Art der hier im Süden hausenden einsamen Farmer war Wirlingström wohlbekannt.

Diese Farm hier war stundenlang von Jacksons Grund und Boden entfernt, gehörte aber dennoch zum Distrikt Riveglast, wie der hochgewachsene Greis seinen Gästen soeben erklärte. Ein kühler, weiter Flur nahm die Männer auf. Ringsum begrenzten weitaufstehende Türen diesen Flur, durch die man in behaglich eingerichtete Zimmer sehen konnte. Der Hausherr führte die beiden Herren, die sich ihm vorgestellt hatten, in das kleine Speisezimmer. Zwei junge schwarze Dienerinnen deckten flink den Tisch. Der Hausherr bat lächelnd, sich noch etwas zu gedulden und bot seinen Gästen Stühle an. Sie saßen und plauderten. Die Fenster waren weit geöffnet. Die duftigen Vorhänge wehten leise hin und her. Das Zimmer selbst war sehr behaglich. Der große, schön geschnitzte Schrank mit seinen breiten, geschliffenen Glasscheiben nahm die eine Wand ein. Der wuchtige, runde Tisch stand in der Mitte. Den Boden bedeckte ein wertvoller Teppich. An den Wänden hingen ein paar alte Bilder. An einem dieser Bilder hing Rainers Blick gespannt. Rembrandt? Wie kam in das einsame Farmhaus der alte Meister Rembrandt?

Sein Blick suchte denjenigen des Farmers. Offen begegnete der ihm. Ein kleines Lächeln war um den Mund des seltsamen Mannes.

„Sie wundern sich, wie der alte Meister hierher gekommen ist? Nun, ich nahm ein paar Sachen mit, an denen mein Herz hing, als ich vor langen Jahren ein Dasein aufgab, das mir nicht mehr behagte."

„Ah!"

Erzherzog Rainer sprang auf. Etwas Wesensverwandtes wehte von dem Sprecher zu ihm herüber.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geschenk.

Weihnachtshumoreske von Herwarth Honnisberg.

Frau Angela Bollmeier hatte sich stets bei ihrem Manne beklagt, daß er es nicht verstünde, sie zu Weihnachten mit einem insgeheim erwünschten Geschenk sinnig zu überraschen. Entweder habe sie seine Geschenke schon wochenlang vorher entdeckt, oder sie seien derart aus dem Rahmen ihrer Wünsche gefallen, daß sie nicht „gewirkt“ hätten. Wenn er auch Psychologe sei, von Frauenseelen verstände er nichts. Sie habe es doch ganz anders vermocht, seine Wünsche zu erraten.

Gustav Bollmeier dachte, dies hörend, mit gerunzelter Stirn an die gestickten und gehäkelten Sachen diese greulichen Ausgeburten mißverstandener künstlerischer Seelenwallungen. Dachte an nicht passende Schuhe, die scheußlich drückten, an Hemden mit zu engem, würgendem Halsbort, an sinnvoll mit Tannengrün dekorierte Festzigarren, die man später mit arglistigem Lächeln Besuchern anbot, und an jene dicken grauwollenen Untersocken (zwei rechts, zwei links gestrickt), die es vermöge ihrer soliden Fundamentierung der Persönlichkeit nicht zuließen, daß die Augen schöner Frauen auf ihm haften blieben. Das nagte wie ein Wurm an ihm, trotzdem er keine Anlagen zum Don Juan besaß. Aber man hat so seine männliche Eitelkeit.

Doch wegen eines Weihnachtsgeschenkes quälten ihn diesmal keine Sorgen, auch nicht wegen vorzeitiger Entdeckung. Diesmal würde die gute Angela sich die Augen aus dem Kopf staunen. An sein heuriges Geschenk dachte sie im Traume nicht. Er ließ sich vor einiger Zeit von seinem Zigarrenhändler ein Zoo-Los zu 50 Pfg. aufschwätzen und hatte auf dieses Los einen Flügel gewonnen, einen ausgewachsenen Salonflügel.

Seine klaviertechnischen Fähigkeiten endeten allerdings bereits bei den Weihnachtsliedern und den Armeemärschen, bei denen man so manches mit Geräusch zudecken kann. Dagegen vermochte Angela immerhin jene sinnvollen Salonstücke „Alpenglühen“, „Klosterglocken“, „Silberfischchen“ und „Großmütterchen“ schwungvoll den Tasten zu entlocken, Stücke, die durch die Hartnäckigkeit ihrer schrillen Kadenzen oder die gemütsaufreißende Stimmung erschütternd wirken. Angelas Glanzstück aber war „Das Erwachen des Löwen“ von Kontsky, in dem der atemsäuselnde Schlaf des Wüstenkönigs bis zum gähnenden Erwachen und Hungergebrüll unter abwechselnder Verwendung von sieben Kreuzen und sechs „B“-s tonmalerisch recht gewaltig geschildert wird. Gustav wurde es bei diesem Stück regelmäßig schwül zumute. Wem würde es nicht ähnlich ergehen? Man sollte solche, sich in derartigen Tonstücken austobenden verdrängten Komplexe nicht auf die leichte Achsel nehmen, zumal wenn man bedenkt, wie leicht der Löwe in der Frau erwacht.

Sicherheitshalber ließ Bollmeier den Flügel beim Klavierhändler stehen und weihte nur den Freund seines Hauses, den Apotheker August Feuer, beim Dämmerschoppen in das Flügelgeheimnis ein. Dieser Giftmischer, dem man eine gewisse Vorliebe für Frau Angela nachsagte, hatte nichts Eiligeres zu tun, als Frau Bollmeier, die ab und zu essigsaure Tonerde nötig hatte, das Lotterieglück ihres Mannes ins Ohr zu flüstern. Angela schrie in freudigem Schreck auf und ließ die Tonerde fallen. Sie dachte bereits an gewaltiges Flügelschwelgen. Dann überlegte sie, was sie als passendes Gegenstück ihrem Manne schenken solle. Nach einigem Hin und Her erstand sie eine gebatikte Flügeldecke und einen marmorähnlichen Beethovenkopf, dem man auch eine gewisse Ähnlichkeit mit Schubert und Hindemith nicht absprechen konnte. (Der Kopf war nämlich eine „Universalausgabe“, die neueste amerikanische Erfindung!) Mit diesen Dingen gedachte Angela Bollmeier ihre psychologischen und künstlerischen Fähigkeiten ihrem Manne gegenüber gehörig zu unterstreichen.

So nahte Weihnachten, das Fest der Freude. Gustav hatte unter den größten Schwierigkeiten den schweren Flügel heimlich ins Haus schaffen lassen und dann das Musikzimmer abgeschlossen, aber — die Rechnung ohne Angela gemacht, die einen zweiten Schlüssel besaß. Ihr wissendes Lächeln bemerkte er natürlich nicht. Als er den Flügel gut untergebracht wußte und in seinem Studierzimmer befriedigt eine der vorsorglich beschafften Zigarren ohne Festcharakter schmauchte, ging die gute Angela hin und breitete verschwiegen über den heimlichen Flügel die bunte Decke aus und stellte den Universalbeethovenkopf darauf. Es sah entzückend aus, einfach klassisch. Nun konnte es losgehen.

Gustav klingelte geheimnisvoll. Angela stürmte ins kerzenhelle Eßzimmer, in dem Gustav den Baum geschmückt und die verhüllten Geschenke aufgebaut hatte. Er ertastete mit Schrecken etliche Paar dicker Wollsocken durch die Hülle; dafür hatte er sich aber an ihr mit derben Woll- und Flanelldessous gerächt. Als diese netten, harmlos stichelnden Dinge genügend besehen waren, erklärte Bollmeier, daß jetzt das Wichtigste käme. Angela tat maßlos erstaunt. Er öffnete die Tür zum Musikzimmer, drehte Licht an und stand erwartungsvoll da, bereit, die gewiß ohnmächtig Werdende aufzufangen. Angela warf die Arme in die Luft, wie sie's von der Bühne kannte, und rief im Diskant: „Ein Flügel! Wie herrlich, wie entzückend! Du bist doch der beste Mann! Nun hast du mich zum erstenmal überrascht und meinen innigsten Wunsch erraten!“ Gustav empfing eine Auswahl schallender Küsse. Doch da sogen sich seine Blicke an der Beethovenbüste fest. Oder war es Schubert? Oder gar Hindemith? Wieso kam dieser Kopf auf den Flügel? Und die greuliche bunte Decke? Angela, die seinen Blicken gefolgt war, fragte schämig wie ein scheues Reh: „Gefällt dir auch m e i n e Überraschung?“

Gustav stand starr. „Das ist von dir! Das ist allerdings eine Überraschung! Ich verstehe nicht . . .“

„Ich habe eben deine Wünsche erraten, Mann!“

„Aber wie kommen diese Sachen auf den Flügel, von dem du nichts wußtest?“

Da merkte Angela zu ihrem Schrecken, daß sie sich in ihrem Geschenkeifer vergaloppiert hatte. Sie stand verdutzt und verwünschte insgeheim den geschwätzigen Apotheker, der ihr und ihrem Gustav die Freude verdorben hatte.

„Also, du hast doch um den Flügel gewußt?“

„Ja, Feuer hat es mir erzählt!“

Da trat Bollmeier zornrot an den Flügel, klappte den Deckel hoch und spielte den Dessauer Marsch, daß der Kronleuchter klirrte und die Universalbüste umkippte und auf dem Boden zerschellte.

„Das hat der Neidhammel absichtlich getan, um uns den Spaß zu verderben. Er hat nämlich zwanzig Lose gekauft und nichts gewonnen! Wir haben den Flügel. Angela, nun spiel mal was Klassisches!“

Angela spielte nun sämtliche Salon-, Bravour- und Gemütstücke, die sie auswendig konnte, herunter, indes Gustav einnickte und ein Schläfchen improvisierte. Aber er fuhr furchtbar erschrocken hoch, als seine Frau mit gewaltigen Griffen das „Erwachen des Löwen“ begann. Da stellte er im geheimen fest, daß auch ein gewonnener Flügel nicht immer reines Glück bedeutet.

Heim.

Weihnachtsskizze von Nina Arkina.
(Übersetzt von Else v. Hollander-Lossow.)

Sie saß in ihrem bescheidenen Zimmer wie jeden Abend.

Am Nachmittag waren ihre drei Kinder bei ihr gewesen mit kleinen Weihnachtsgeschenken für sie. Sie sah sie selten, dreimal, viermal jährlich, und immer, wenn sie sie sah, wunderte sie sich, wie sehr sie gewachsen waren. Die Kinder hatten still dagesessen, Schokolade getrunken, Kuchen gegessen und von dem Weihnachtsbaum zu Hause, von Tanten und der Großmutter erzählt.

Hier bei der Mutter waren sie nur Pflichtbesuch, — so empfand sie es. Sie überreichte ihnen ihre Weihnachtsgeschenke, an denen sie viele Monate lang gestickt hatte. Sie sollten nicht unter den Weihnachtsbaum gelegt werden, sie wollte nicht, daß ihr Name von all diesen Tanten und Verwandten durchgehechelt wurde. Die Kinder mußten versprechen, die Päckchen in ihrem Zimmer zu öffnen, wenn sie zu Bett gingen.

Sie fragte die Kinder nach der Schule. Dann begleitete sie sie die Treppe hinunter und bat sie, den Vater zu grüßen. Das war der einzige Gruß, den sie ihm zu senden pflegte, durch die Kinder, — jedes Jahr Weihnachten, sonst nicht. Aber dieses Mal fragte sie unsicher: „Wie geht es Vater eigentlich?“

Und die Kinder hatten sich angesehen und geantwortet: „Danke, ganz gut!"

Durch das Fenster sah sie ihnen nach, bis sie um die Ecke verschwanden.

Sie holte aus dem Schlafzimmer einen kleinen Weihnachtsbaum schmückte ihn mit Silberflitter und Kerzen und legte die drei Päckchen von den Kindern darunter. Dann deckte sie ihren Weihnachtstisch und legte nur ein Gedeck auf. Eine große sibirische Katze schlich immerfort hinter ihr her und schmiegte sich zärtlich an sie. Dann zündete sie Feuer im Kamin an, stellte Wein und ein Glas auf den Rauchtisch und steckte sich eine Zigarette an.

Auf den leeren Sessel ihr gegenüber war die Katze gesprungen und hatte sich behaglich zurecht gelegt.

Sie starrte auf diesen Sessel. An den letzten drei Weihnachtsabenden hatte die Katze dort gesessen, an den beiden vorhergehenden aber . . .

Das hatte in den letzten Jahren an ihr genagt. Um ihres Geliebten willen hatte sie Heim, Gatten und Kinder verlassen.

Hier in diesen stillen Stuben wollte sie glücklich mit ihm sein. Als sie noch in ihrem Heim an der Seite ihres Mannes lebte, war ihre Liebe zu dem andern so alles verzehrend so glühend gewesen.

Im Frühjahr war sie von Hause fortgegangen. Hier in dieser Wohnung hatte sie in den ersten hellen Frühlingsnächten neben ihrem Geliebten am Fenster gestanden und in den Garten hinausgestarrt.

Und der Sommer kam. Unten im Garten blühte der Jasmin, und dieser Duft weckte Erinnerungen, die sie von sich gestoßen hatte. So hatte der Jasmin geduftet, als sie als ganz junges Mädchen in dem ländlichen Garten mit ihrem Verlobten stand, den sie damals zu lieben geglaubt, mit dem sie sich verheiratet, dem sie Kinder geboren und den sie verlassen hatte.

Da faßte sie den Arm ihres Geliebten und schmiegte sich an ihn. Sie wollte seine starken Arme fühlen, denn nur in seinen Armen vergaß sie Erinnerung und Entbehrung, Vergangenheit und Zukunft.

Wie ein Sturm, wie ein Unwetter war diese Liebe über sie hingegangen. Geblendet von ihr und blind für alles, was nicht Er war, hatte sie aus dem Becher des Lebens getrunken. Und ihre Liebe hatte sich selber verzehrt. Sie hatte so vieles um seinetwillen geopfert, und sie verlangte zum Dank auch sein ganzes Leben, jede Stunde seines Lebens, jeden Gedanken und jeden Wunsch. Aber das vermochte er nicht zu erfüllen. Er wurde müde, und sie spürte es mit Entsetzen.

Da reiste er ab. Sie saß und wartete auf Briefe; aber es kam keine Nachricht. Er hatte sie vergessen

Mehr als ein Jahr lebte sie in ihrer Wohnung, wo alles an ihn erinnerte. Sie litt die bittersten Qualen. Nur ein klarer Gedanke hämmerte in ihr: Er hat vergessen . . . vergessen . . . vergessen . . .

Da kam ein neuer Frühling, und wieder blühte der Jasmin im Garten. Sie starrte hinaus und preßte die Hände gegen die Schläfen. „Er kommt nicht zurück . . . er hat mich verlassen."

Sie sagte es niemandem, aber ihr Mann wußte es sicher. Vielleicht lebte er jetzt in dem Gedanken, sie werde zurückkehren und demütig um Verzeihung bitten.

Eines Tages stieß sie auf der Straße auf den anderen. Sie hatte keine Ahnung, daß er in der Stadt war. Erschrocken stand sie vor ihm. Er zog den Hut und sagte unsicher: „Guten Tag!"

Was sollte er sonst tun? Aber sie fühlte einen plötzlichen Zorn in sich aufsteigen. Um diesen Menschen mit den verlegenen, scheuen Augen hatte sie so viel gelitten, um seinetwillen hatte sie ihre drei Kinder geopfert?

Im Gedränge der Straße faßte er ihren Arm wie früher. Aber bei dieser allzu gut bekannten Berührung empfand sie kein Glücksgefühl wie einst.

Heftig machte sie sich von seiner Berührung frei. Sie fühlte selber, daß es peinlich war, und um etwas zu sagen, fragte er: „Wie geht es dir? Bist du mir böse?"

Und sie antwortete mit eisiger Ruhe: „Nein, ich bin dir fast dankbar, denn alle Qualen der Hölle können mich nicht mehr schrecken, ich habe sie alle in den langen Nächten durchgemacht, als ich vergeblich auf dich wartete. Lebwohl!"

Sie hatte die Werte falsch eingeschätzt, und dafür würde sie den Rest ihres Lebens büßen müssen.

Im vorigen Jahre hatte sie ihr Weihnachten in dieser Wohnung in Einsamkeit verbracht. Die Erinnerungen waren zu Gast gekommen, freundliche Erinnerungen an die ersten Jahre ihrer Ehe. Sie hatte mit sich selber gesprochen, Wein getrunken auf das Wohl ihrer Kinder und sogar ihrem Manne einen freundlichen Gedanken geschenkt.

Wie mochte er eigentlich in diesen fünf Jahren gelebt haben? Sie hatte nie mit ihm gesprochen, aber in den letzten beiden Jahren hatte sie ihn aus der Ferne beobachtet. Er hatte für seinen Anwaltsberuf und seine Kinder gelebt. Es war keine neue Frau in das Haus gekommen.

Plötzlich erhob sie sich erregt. „Empfindet er etwa gegen mich den gleichen Abscheu, die gleiche Verachtung, die ich für einen andern fühle?" Sie litt unter diesem Gedanken. Hastig ging sie im Zimmer auf und ab . . .

Sie hörte Schritte, leichte rasche Schritte auf der Treppe. Sie blieb stehen und lächelte bitter: „Ich beginne Gespenster zu hören!" Aber die Schritte machten vor ihrer Tür halt, und nun klingelte es. . . . scheu und zaghaft. Rasch ging sie zur Tür. „Wer ist da?" fragte sie und fühlte selber, daß ihr die Stimme im Halse saß.

„Ich bin es!" ertönte eine helle Jungmädchenstimme. Sie riß die Tür auf. Auf der Schwelle stand ihre älteste Tochter mit einem Brief in der Hand. „Von Vater", — und scheu reichte sie ihrer Mutter den Brief. „Es ist nur . . ., nur ob . . . ob du . . . heim kommen willst, zum Weihnachtsabend heim."

Mit zitternden Händen riß sie den Brief auf.

Da stand nur ein Satz mit einem Fragezeichen, ob sie jetzt zum Weihnachtsabend und für alle Weihnachtsabende heim kommen wolle? Sie zerknüllte den Brief; Tränen verschleierten ihren Blick.

„Willst du? fragte die Tochter. — „Ja, ich will, ich will!" rief sie.

Da lachte ihr Kind hell auf. „Dann laß mich los, Mama, — ich will Vater holen!"

„Vater holen?" wiederholte sie, ohne es ganz zu verstehen. Aber die Tochter war schon zur Tür hinaus.

„Vater und die andern beiden warten unten im Schlitten!" erklang es glückselig von der Treppe her.



Bunte Chronik



*** Asiatischer Todeswille.** Von den Schweizern und Tirolern wird gesagt, daß sie ganz besonders unter Heimweh leiden, wenn sie in die Fremde verschlagen sind. Das kommt schon in den Jahrhunderte alten Volksliedern „Zu Straßburg auf der Schanz" und „Innsbruck, ich muß dich lassen" ergreifend zum Ausdruck. Unter den asiatischen Völkern zeigen besonders die Chinesen eine stark entwickelte Vaterlandsliebe, bringen doch alljährlich Tausende von Särgen die im Ausland gestorbenen Söhne des Reiches der Mitte in die Heimat zurück. Daß auch die Inder dieses Gefühls in hohem Grade fähig sind, zeigte sich kürzlich bei dem Tode eines dreißigjährigen Hindu in London. Mohammed Habibulla war nach dreijährigem Aufenthalt in Europa plötzlich gestorben, ohne ernstlich krank gewesen zu sein. Der Arzt stand dem Fall ratlos gegenüber. Genauere Nachforschungen brachten Licht in die geheimnisvolle Angelegenheit: Der herbeigerufene Bruder des Toten sagte aus, daß der Verstorbene sehr an Heimweh gelitten habe, zur Rückreise jedoch außerstande gewesen sei. Habibulla war zuletzt in Schwermut verfallen und hatte jegliche Nahrungsaufnahme verweigert. Das alles schien noch keine ausreichende Erklärung für den Todesfall zu sein. Glücklicherweise war der amtlich bestellte Leichenbeschauer ein Kenner der fernöstlichen Psyche, und sein Gutachten ging dahin, daß „ein Asiate stirbt, wenn sich seine ganze Willenskraft auf die Herbeiführung des Todes richtet".

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.